

Das Ludendorff-Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **65=85 (1919)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-35341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 42

Basel, 25. Oktober

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

Inhalt: Das Ludendorff-Buch. — Kriegerische Tugenden. (Fortsetzung und Schluß.) — Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815. (Fortsetzung.)

Das Ludendorff-Buch.

Unter den Veröffentlichungen, die sich mit dem Kriege und Kriegserinnerungen befassen, wird das Buch, das Ludendorff herausgegeben hat, je und je eine ganz hervorragende Stellung einnehmen.¹⁾ Es wird diese Stellung auch dann noch behaupten, wenn wesentliche Teile desselben berichtigt oder gar dementiert werden sollten. Die Gründe hiefür liegen nicht einzig und allein in der hervorragenden Stellung, die die Persönlichkeit des Verfassers während der ganzen Dauer des Krieges eingenommen hat, in der eminenten beruflichen Tüchtigkeit, die auch vom Gegner nie angezweifelt worden ist, in der riesigen Willensenergie, die bis zum letzten Momente vorgehalten hat, sondern vor allem wohl darin, daß das Buch, obgleich in erster Linie als Verteidigungsschrift geschrieben, über eine Menge jener inkommensurablen Faktoren Aufschluß erteilt, die für eine intime Kenntnis der Begebenheiten zwar eine große Bedeutung besitzen, aus den Akten allein aber nicht zu haben sind. Das alles zusammen rechtfertigt auch, daß man sich mit dem Buche und seinem Inhalte etwas eingehender beschäftigt, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Das ist übrigens schon darum gegeben, weil alle diese gedachten Aufschlüsse, die ungemein interessanten Auffassungen der verschiedenen Kriegslagen, die Beurteilung der Bundesgenossen und des gegnerischen Verhaltens, die mutmaßlichen Kriegsaussichten und das politische Zwischenspiel über die mehr chronologisch gehaltene Darstellung des gesamten Erinnerungsgebietes zerstreut sind. Um sie zugänglicher und damit gleichzeitig auch verständlicher zu machen, gilt es daher, sie übersichtlich zusammenzufassen und da und dort mit anderen ähnlichen Veröffentlichungen in Vergleich zu setzen. Man wird sich damit den Dank aller der Leser verdienen, denen die Muße versagt ist, das Buch so eingehend vorzunehmen, wie es seine Bedeutung rechtfertigt und eigene Belehrung wünschbar macht.

Hiebei kann es sich aber kaum darum handeln, das Buch gewissermaßen umzuarbeiten, indem man die mehr zeitliche Gruppierung desselben in eine stoffliche umwandelt und nun besondere Teile anlegt, in welchen, schön und reinlich geschieden,

vielleicht die persönlichen Erlebnisse, der Verlauf der Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und an den verschiedenen Fronten, die Einschätzung und das Verhalten der Bundesgenossen, die jeweiligen Kriegsaussichten, die taktischen Erfahrungen und Aenderungen, die organisatorischen Maßnahmen, die Ersatzverhältnisse, der Unterseebootkrieg sowie die sonstigen maritimen Verhältnisse, die Heimatlage, die Vorkehrungen gegen die Blockadefolgen, die Friedensversuche, die politischen Kombinationen und Verwicklungen und anderes mehr gesondert zusammengestellt und behandelt werden. Das hieße das Buch nochmals schreiben, es seiner so kennzeichnenden persönlichen Note entkleiden und wäre zudem ein törichtes Beginnen. Immerhin wird eine gewisse Stoffgruppierung angebracht sein, bei der die rein militärischen und kriegsgeschichtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu treten haben, während die politischen Momente, sofern sie nicht für den Gang und Verlauf der Operationen von bestimmender Bedeutung waren, mehr vernachlässigt werden dürfen.

I.

Ludendorff ist keineswegs der von der Woge des Glücks urplötzlich an die Oberfläche gehobene oder aus einem dunkeln Garnisonsdasein hervorgeholte Offizier, als den man sich ihn zu Kriegsbeginn irrigerweise vielfach vorgestellt hat. Er hat während der Friedenszeit lange Jahre dem Großen Generalstab angehört und dort eine geachtete Stellung eingenommen. Die Heeresvorlage, die eine Vermehrung um drei Armeekorps forderte und dann abgelehnt worden ist, ist von ihm bearbeitet worden. Er hat auch dem Schlieffenschen Gedanken eines Vormarsches durch Belgien und Nordfrankreich die operative Gestaltung gegeben. Man darf daher kühnlich behaupten, daß er gerade das Vertrauen Schlieffens in hohem Maße genossen hat und im Kriegsfall von diesem Generalstabschef sicherlich an hoher Stelle verwendet worden wäre. Bei Kriegsausbruch Kommandeur einer Infanteriebrigade in Straßburg wird er gemäß Mobilmachungsbestimmung Oberquartiermeister bei der unter den Befehl des Generals v. Bülow gestellten 2. Armee und tritt zunächst zum General v. Emmich, der die Aufgabe hatte, mit einigen schnell mobilgemachten, gemischten Infanteriebrigaden, die aber nicht die volle Kriegsstärke hatten, die Festung

¹⁾ Erich Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. Berlin 1919, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Lüttich durch Ueberraschung zu nehmen, um so dem Heere den Weg nach Belgien hinein freizumachen. Er ist an dieser Operation persönlich in hervorragender Weise dadurch beteiligt, daß er im schwersten Momente das Kommando einer Brigade übernimmt und damit dem Unternehmen zum Gelingen verhilft. Er zeigt dabei zwei wertvolle Führeigenschaften, raschen Entschluß und rücksichtslose Energie.

Inzwischen ist die Lage im Osten für die Zentralmächte höchst peinlich geworden. Die drohende Besetzung Ostpreußens durch die Russen erheischt dringlichste Abwehr. Die dort operierenden deutschen Heereskräfte müssen unter einheitliche Führung gestellt werden. Mit dieser wird General v. Hindenburg betraut und Ludendorff zu seinem Generalstabschef ernannt. „Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs. . . . Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage,“ hat ihm Moltke damals geschrieben. Während der Reise nach dem neuen Wirkungsfeld, auf dem Bahnhof von Hannover, sehen sich Führer und Generalstabschef zum ersten Mal, womit allen Legendenbildungen, die über ihr gegenseitiges Verhältnis entstanden sind, ein Ende gemacht ist.

Im Osten begründen die Siege von Tannenberg und an den Masurischen Seen den Feldherrenruhm Hindenburgs und Ludendorffs und beide Männer bleiben von da an in stetem gegenseitigem Zusammenwirken bis zum Ende des Krieges. Zweimal schien allerdings eine Trennung zu drohen. Das erste Mal, als zur unmittelbaren Unterstützung Oesterreich-Ungarns in Schlesien eine deutsche Südarmee gebildet werden sollte und Ludendorff zu deren Stabschef bestimmt worden war. Sie ist aber dann nicht eingetreten, weil einem früheren Vorschlage Ludendorffs gemäß Hindenburg mit dem Hauptteile der bisher von ihm kommandierten 8. Armee nach Oberschlesien abkommandiert wurde, um hier zur unmittelbaren Unterstützung der österreichisch-ungarischen Armee die 9. Armee zu bilden. Zum andern Male war es, als Ludendorff im Frühjahr 1915 die Stelle eines Stabschefs bei der neugebildeten deutsch-österreichischen Karpathenarmee zu übernehmen hatte, auf die Intervention Hindenburgs hin aber wieder in seine bisherige Stellung zurückversetzt wurde.

Das Verhältnis zwischen beiden Männern ist jedenfalls in guten wie in bösen Tagen ein recht harmonisches gewesen und gemahnt viel an dasjenige, das zwischen Blücher und Gneisenau bestanden hatte. Ludendorff schreibt selbst anlässlich der erwähnten drohenden Trennung hierüber: „Es war mir nicht leicht, nach zwei siegreichen Schlachten Oberbefehlshaber und Stab zu verlassen. General v. Hindenburg hatte meinen Vorschlägen stets zugestimmt und sie verantwortungsfreudig gutgeheißen. Es bildete sich ein schönes Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden gleichdenkenden Männern heraus.“ Auch sonst findet er immer Worte hoher Anerkennung, wo und wann er über den Feldmarschall spricht. Allerdings geschieht das im Verhältnis zum Buchumfange nicht gerade oft, doch darf man nicht vergessen, daß auch diese Kriegserinnerungen dem Relief der eigenen Person gewidmet sind. Jedenfalls bestätigt ihr Inhalt die

während des Krieges immer mehr entstandene Auffassung, daß Ludendorff gegenüber seinem Chef je länger je mehr in den Vordergrund getreten ist und daß seine Persönlichkeit eine Bedeutung bekommen hat, wie sie vorher noch keinem ersten Generalquartiermeister zu Teil geworden ist.

Weniger klar liegen die Beziehungen, in denen Ludendorff zum Kaiser gestanden hat. Wo er von ihm spricht, geschieht das mit der Zurückhaltung, die dem königstreuen preußischen Offizier bei solchen Gelegenheiten zur anerzogenen Pflicht geworden ist. Doch kann man zwischen den Zeilen lesen, daß er bei aller schuldigen Ehrfurcht sich nie gescheut hat, auch seinem Kriegsherrn gegenüber die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen. Als im Januar 1918 der Kaiser bei der Behandlung einer polnischen Grenzfrage sich einer anderen Begründung anschließt, ist er sofort bereit, sich für eine andere Verwendung zur Verfügung zu stellen, das heißt seinen Abschied einzureichen, weil er hierin eine persönliche Stellungnahme Seiner Majestät gegen sich erblickt, die für ihn unerträglich und mit seinem Selbstgefühl unvereinbar ist. Auch verwahrt er sich bei anderer Gelegenheit ausdrücklich gegen die Unterschiebung, aus dynastischen Interessen gehandelt zu haben. „Bei tiefer Königstreue bin ich ein unabhängiger Mann und kein Höfling.“

Im übrigen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß des Kaisers sprunghafte Natur auch seinen militärischen Ratgebern vielfach zu schaffen gemacht hat. Das geht wohl am eindringlichsten aus folgenden Sätzen hervor: „Mich trennte von Seiner Majestät vieles, unsere Naturen waren zu verschieden. Er war mein kaiserlicher Herr, und ich diene ihm und damit dem Vaterlande in treuester Hingabe. Die Statuette (die ihm der Kaiser anlässlich der ersten Ergebnisse der deutschen Großoffensive 1918 geschenkt hatte) wird mir stets ein heiliges Erinnerungszeichen sein an meinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn, der seine Soldaten liebte, das Beste seines Landes und Volkes wollte und seiner ganzen innersten Natur nach dem Kriege abgeneigt war, an einen Mann, der in seinem Wesen den Typ eines Deutschen nachbismarckischer Zeit darstellte. Der Monarch, in dessen Person sich so ungeheure Verantwortung vereinigte, fand nicht, wie sein kaiserlicher Großvater, Männer, die gleich Bismarck und Roon in der Konfliktzeit, entschlossen waren, vom Lande alles zu fordern, was die Kriegführung erheischte. Hierin lag das Verhängnis für Kaiser und Land in diesem Kriege.“ Hiemit dürfte wohl am besten die Divergenz in den Anschauungen gekennzeichnet sein, die zwischen Ludendorff und seinem Kriegsherrn obgewaltet hat.

Auffallend ist die namentlich auch in militärischer Beziehung gute Einschätzung, die dem deutschen Kronprinzen zu Teil wird. Es scheint geboten hierauf etwas näher einzutreten, schon deshalb, weil anlässlich des deutschen Verdunangriffs im Frühjahr 1916 über den Kronprinzen und seine militärische Befähigung die widersprechendsten Anschauungen in Umlauf gesetzt worden sind. Ludendorff ist allem nach mit dem Kronprinzen zum ersten Male kurz vor dem Kriegsausbruch im Mai 1914 anlässlich einer großen Generalstabsreise, die sich von Freiburg im Breisgau bis Köln erstreckte, dienstlich zusammengekommen. Sein Urteil über ihn lautet schon hier sehr anerkennend. „Er

widmete sich ernst und mit Eifer seinen Aufgaben und zeigte gleichzeitig gutes militärisches Verständnis und Blick für große Lagen.“ In einer mehr ausführlichen Kennzeichnung heißt es: „Besonders gern denke ich an meine Beziehungen zum Hauptquartier des deutschen Kronprinzen. Der Kronprinz zeigte viel Verständnis für den militärischen Beruf und stellte kluge, sachgemäße Fragen. Er liebte den Soldaten und bekümmerte sich um die Truppe. Er war nicht für den Krieg sondern sprach für den Frieden. Dies bleibt richtig, auch wenn andere das Gegenteil behaupten. Der Kronprinz hat es stets bedauert, daß er für seinen Beruf als späterer Kaiser nicht genügend vorbereitet wurde, und hat sich alle mögliche Mühe gegeben, dies nachzuholen. Er meinte mir gegenüber, er habe es schlechter als ein Facharbeiter. Auch hat er eine Denkschrift darüber ausgearbeitet, die er seinem kaiserlichen Vater und dem Reichskanzler überreichte. Dem Kronprinzen haben seine Aeüßerlichkeiten geschadet; er war mehr, als er hiernach schien.“

Bekanntlich ist vielfach der Vorwurf erhoben worden, der Verdunangriff sei aus dynastischen Motiven erfolgt, um den Kronprinzen zu einer Siegergröße zu machen und damit die mangelnde Popularität zu schaffen. Das würde nach dem Zeugnis Ludendorffs kaum stimmen, denn dieses geht dahin, daß der Kronprinz sich schon sehr frühzeitig für die Einstellung des Angriffs ausgesprochen habe. Dabei wird eingeräumt, daß Verdun der kronprinzlichen Heeresgruppe viel Blut gekostet habe und die Lage der angreifenden Truppe immer ungünstiger geworden sei. „Sie kamen, je mehr sie Gelände gewannen, immer tiefer in das Trichterfeld hinein und verbrauchten ihre Kraft auch außerhalb der Kämpfe allein durch den Aufenthalt in jenem Gelände und durch die Schwierigkeiten der eigenen Verpflegung über weite, unwirtliche Strecken hinweg, während der Franzose Rückhalt in den nahen Anlagen der Festung fand. Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe, die so viel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichtergelände. Die Führung war aber auch nur mit halber Seele dabei.“ Wer Gelegenheit gehabt hat, dieses Trichtergelände mit eigenen Augen zu sehen, der kann diese Argumentation nur zu gut begreifen.

Der Kronprinz hat auch, je länger der Krieg gedauert hat, an politischem Einfluß gewonnen und zu verschiedenen Malen bestimmend auf die Entschlüsse des Kaisers eingewirkt. So hat er im Juli 1917 wegen eines Kanzlerwechsels mit den Parteiführern des Reichstages eine Besprechung abgehalten. Auf Grund seines Vortrages beim Kaiser ist dann ein neuerdings eingereichtes Abschiedsgesuch Bethmanns angenommen worden. Man bekommt fast den Eindruck, als ob Ludendorff im Kronprinzen trotz seiner Friedensneigung eine Persönlichkeit vermutet hat, die energischer und entschlußfreudiger als der Kaiser den ausgesprochenen Siegeswillen zum Ausdruck gebracht und auch in der Heimat durchgesetzt haben würde.

Aus dem ganzen Buche geht aber in überzeugender Weise und unzweideutig hervor, daß in der deutschen obersten Heeresleitung die eigentliche Verkörperung eines unerschütterlichen Sieges- und Durchhaltwillens Ludendorff gewesen ist. Darum findet er auch für Clemenceau wie für Lloyd George geradezu Worte hoher Anerkennung. „Im November

1917 wurde Clemenceau Ministerpräsident. Er war der stärkste Mann Frankreichs. Er hatte 1870/71 miterlebt und war seitdem einer der glühendsten Vertreter des Revanchegedankens. Clemenceau wußte genau, was er wollte. Er trieb nur Kriegspolitik, unterdrückte jede Friedensregung und festigte den Geist seines Landes. Sein Vorgehen gegen Caillaux zeigte klar was wir von ihm zu erwarten hatten. Auch er dachte nur an Sieg und stellte, wie Lloyd George, sein Land hinter sich. Die feindliche Kriegführung gewann gewaltig an Kraft. . . . Italien überwand unter der starken Hand Clemenceaus und Lloyd Georges den anfänglich schweren Eindruck seiner Niederlage.“ Und an einer anderen Stelle, wo der Siegeswille der Entente mit dem Deutschlands verglichen wird, heißt es: „In Berlin konnte man sich nicht zu unserer Auffassung über die Kriegsnotwendigkeiten bekennen und nicht den eisernen Willen finden, der das ganze Volk erfaßt und dessen Leben und Denken auf den einen Gedanken: Krieg und Sieg einstellt. Die großen Demokratien der Entente haben das vermocht. Gambetta 1870/71, Clemenceau und Lloyd George in diesem Kriege stellten mit harter Willenskraft ihre Völker in den Dienst des Sieges. Dieses zielbewußte Streben, der machtvolle Vernichtungswille der Entente, wurden von der Regierung nicht in voller Schärfe erkannt. Nie war daran zu zweifeln gewesen. Statt alle vorhandenen Kräfte für den Krieg zu sammeln, und im Höchstmaße anzuspannen, um zum Frieden auf dem Schlachtfelde zu kommen, wie dies das Wesen des Krieges bedingte, schlug man in Berlin einen anderen Weg ein; man sprach immer mehr von Versöhnung und Verständigung, ohne gleichzeitig dem eigenen Volk einen starken kriegerischen Impuls zu geben. Man glaubte in Berlin oder täuschte sich dies vor: die feindlichen Völker müßten den Versöhnung verkündenden Worten sehnsüchtig lauschen und würden ihre Regierungen zum Frieden drängen. So wenig kannte man dort die Geistesrichtung der feindlichen Völker mit ihrem starken nationalen Denken und stahlharten Wollen. Berlin hatte aus der eigenen Geschichte früherer Zeiten nichts gelernt. Man fühlte hier nur das eigene Unvermögen gegenüber der Psyche des Feindes, man verlor die Hoffnung auf den Sieg und ließ sich treiben. Der Gedanke, zum Frieden zu gelangen, wurde stärker als der Wille, für den Sieg zu kämpfen. Der Weg zum Frieden war gegenüber dem Vernichtungswillen des Feindes nicht zu finden. Man versäumte darüber, das Volk den schweren Weg des Sieges zu führen.“

Die hieraus für die oberste Heeresleitung sich ergebende Aufgabe wird schließlich mit folgenden Sätzen umschrieben, die am besten Ludendorffs persönliche Stellung und Anschauung wiedergeben: „Solange die Menschen und namentlich unsere Feinde so blieben, wie die Menschheit bisher war, hieß es für Deutschland und jedenfalls für den Generalfeldmarschall und mich als verantwortliche militärische Führer, das Schwert festzuhalten und es immer wieder von neuem zu schärfen. Es war daher unsere ernste Pflicht, gegenüber der Regierung auf der Durchführung der Kriegsnotwendigkeiten zu beharren und zu versuchen, sie mit der Entschlossenheit zu durchdringen, die wir als allein richtig ansehen mußten.“ (Fortsetzung folgt.)